

Predigt über Apostelgeschichte 6,1-7

- Auf dem Regionaltag in Fredersdorf haben wir über das Thema „Leitung“ gesprochen – „von guten Hirten und schwarzen Schafen“. Ich möchte dieses Thema noch einmal aufgreifen mit einer Predigt über die erste christliche Gemeinde in Jerusalem. In den ersten Kapiteln der Apostelgeschichte hören wir von ihr allerlei Erstaunliches – vor allem, dass sie in relativ kurzer Zeit unglaublich wächst. Von Pfingsten herkommend mit dem frischen Wind des Geistes Gottes. Das kann dazu verführen, nostalgisch zurückzuschauen ... auf ein vermeintlich „goldenes Zeitalter“ der Kirche. Aber dieser Eindruck täuscht. Es war nicht die „gute alte Zeit“, die Gemeinde in Jerusalem war auch keine Idylle – die Brüder und Schwestern nicht immer und nicht nur „ein Herz und eine Seele“.
- Es gab Anfeindungen von außen, durch führende Kreise am Tempel und im Hohen Rat – wie auch Jesus sie erfahren hatte. Die waren für sie aber eher eine Bestätigung, dass sie auf dem richtigen Weg waren. Ein erster innerer Konflikt tat sich auf, als das Ehepaar Ananias und Saphira – scheinbar großzügig – den vollen Ertrag vom Verkauf eines Ackers spenden wollten. In Wirklichkeit aber hatten sie gelogen und einen Teil des Erlöses für sich zurückbehalten. Ihr plötzlicher Tod schockt die junge Gemeinde, stärkt aber ihre Ehrfurcht vor Gott.
Lukas – der Geschichtsschreiber der frühen Kirche – berichtet dann von einem zweiten Konflikt. Den wollen wir uns heute morgen näher ansehen. Denn ob eine Gemeinde gut geleitet wird, zeigt sich besonders daran, wie die Verantwortlichen mit Konflikten umgehen. Wir können fragen: „Was ist das Problem? Wie wird eine Lösung des Problems gesucht und gefunden? Was können wir aus diesem Fall für unsere eigenen Fälle lernen: Was „gute Leitung“ bedeutet und wie wir mit Konflikten umgehen können?“ Ich lese den Predigttext aus Apostelgeschichte 6,1-7:

In diesen Tagen [...], als die Jünger immer zahlreicher wurden, kam es dazu, dass die Hellenisten unter ihnen gegen die Hebräer aufbegehrten, weil ihre Witwen bei der täglichen Versorgung vernachlässigt wurden. Die Zwölf beriefen nun die Versammlung der Jünger ein und sprachen: Es geht nicht an, dass wir die Verkündigung des Wortes Gottes beiseite lassen und den Dienst bei Tisch versehen. Seht euch also um, Brüder, nach sieben Männern aus eurer Mitte, die einen guten Ruf haben und voll Geist und Weisheit sind; die wollen wir einsetzen für diese Aufgabe. Wir aber werden festhalten am Gebet und am Dienst des Wortes. Der Vorschlag gefiel allen, die versammelt waren. Und sie wählten Stephanus, einen Mann erfüllt von Glauben und heiligem Geist, und Philippus und Prochorus und Nikanor und Timon und Parmenas und Nikolaus, einen Proselyten aus Antiochia, führten sie vor die Apostel, und diese beteten und legten ihnen die Hände auf. Und das Wort Gottes breitete sich aus, und in Jerusalem wuchs die Zahl der Jünger stetig; auch ein großer Teil der Priester wurde dem Glauben gehorsam.

Liebe Schwestern, liebe Brüder!

- Die erste Frage lautete: „Was ist das Problem?“ Und schon diese Frage ist nicht so einfach zu beantworten. Denn oft steckt hinter dem offensichtlichen Problem, das schnell erkannt ist, ein weiteres, tieferes Problem. So scheint es auch hier zu sein. Es kündigt sich an durch Unruhe in der Gemeinde, die eine Gruppe macht der anderen Vorwürfe. Lukas gebraucht hier ein Wort, das wir aus den Erzählungen von der Wanderung Israels durch die Wüste kennen. Es wird meistens mit „Murren“ übersetzt: Es gibt nicht genug zu essen, es gibt nichts zu trinken, die Wanderung dauert schon so lange

– immer wieder beginnt das Volk zu murren und Mose muss sich darum kümmern, dass Abhilfe geschaffen wird. In der Wüste ist das nicht so einfach und oft braucht es ein Wunder Gottes.

- Das Problem, das sich in der Gemeinde in Jerusalem auftut, ist gar nicht so anders – auch hier geht es um die tägliche Versorgung. Es war für die meisten Menschen keine Frage, dass sie jeden Tag zu essen und zu trinken hatten – jedenfalls in normalen Zeiten. In unserer Zeit ist das auch keine Frage – wenigstens in der Theorie. Menschen verdienen sich ihren Lebensunterhalt, und wer das nicht (mehr) kann, wird durch unsere Sozialversicherungen ausreichend versorgt. Ein solches „soziales Netz“ gab es in den antiken Gesellschaften aber nicht. Wer nicht selbst für seinen Lebensunterhalt sorgen konnte, musste durch die Familie unterstützt werden. Und wer keine Familie mehr hatte, der hatte ein wirkliches Problem. Oder besser gesagt: *die* hatte ein wirkliches Problem. Denn besonders von Armut bedroht waren die Frauen, die ihren Mann verloren und auch keine Familie hatten, die sie unterstützen konnte. Das frühe Christentum hatte die Not der Witwen in ihrer Mitte erkannt und sich dieser Not angenommen. Es gehörte zu den Selbstverständlichkeiten des Lebens der Gemeinden, dass man sich um die Witwen kümmerte. So auch in Jerusalem.
- Auf einmal aber war das Selbstverständliche nicht mehr selbstverständlich. Die Versorgung der Witwen funktionierte nicht mehr. Es stimmte nicht mehr, dass es in der Gemeinde „niemanden ... gab, der Not litt“ (Apg 4,34). Waren sie noch „ein Herz und eine Seele“? Es war ja nicht nur einfach so, dass ein Teil der Witwen bei der täglichen Versorgung zu kurz kam, es war eine ganz bestimmte Gruppe, die vernachlässigt wurde: „Die Hellenisten unter ihnen [begehrten] gegen die Hebräer auf, weil ihre Witwen bei der täglichen Versorgung vernachlässigt wurden“. So nennt Lukas die beiden Gruppen in der Gemeinde, die hier nun nicht miteinander, sondern gegeneinander standen. Wen haben wir uns unter den „Hellenisten“ und den „Hebräern“ vorzustellen?
- Diese Begriffe sind im Neuen Testament sehr selten, aber sie beziehen sich immer auf die Sprache, die Menschen sprechen. Die „Hellenisten“ waren also solche Juden, die an Jesus Christus glaubten, deren Muttersprache Griechisch war. Sie waren vor kürzerer oder längerer Zeit aus der Diaspora – irgendwo im Römischen Reich – nach Jerusalem gezogen und hatten sich dort niedergelassen. Die „Hebräer“ dagegen waren wohl die „alteingesessenen“ Juden aus Jerusalem und Umgebung und die sprachen ... wohl kaum Hebräisch. Die hebräische Sprache der Bibel war schon lange keine Umgangssprache mehr. Die Menschen in Judäa, Samaria und Galiläa – auch Jesus und seine Jünger – sprachen Aramäisch, und das ist hier sicherlich auch gemeint.
- Das Problem der Witwenversorgung war also nicht nur eine Frage der Organisation, sondern hatte mit den Unterschieden der Herkunft, der Sprache und der Kultur zu tun. Mit dieser nicht einfachen Frage mussten sich die „Zwölf“ nun beschäftigen. Die „Zwölf“, wie sie hier schlicht und einfach genannt werden, sind natürlich die Apostel, die Jesus auf seinem Weg durchs Land begleitet hatten und ihm als Auferstandenen begegnet waren. Sie waren durch diese Nähe zu Jesus unbestritten die führenden Persönlichkeiten in der Gemeinde. Es sieht so aus, als wenn sie die Gemeinde nicht nur in dieser Eigenschaft geprägt hätten, sondern in allen gemeindlichen Fragen die entscheidende Instanz gewesen wären. Eben auch in der Versorgung der Witwen und in anderen „wirtschaftlichen“ Aufgaben der Gemeinde. Diese Rolle, diese „Allzuständigkeit“, die Strukturen, die ganz auf die zwölf Apostel zugeschnitten waren, stoßen jetzt an ihre Grenzen. Und natürlich waren die „Zwölf“ allesamt

„Hebräer“ und repräsentierten nicht mehr die von ihrer Herkunft, der Sprache und Kultur längst diverse Christenheit in Jerusalem.

- Die zweite Frage: „Wie wird eine Lösung des Problems gesucht und gefunden?“ Am Anfang steht die Erkenntnis: „So wie wir es bisher gemacht haben, geht es nicht weiter. Es muss sich etwas ändern!“ Dieser Gedanke ist entscheidend und doch gar nicht selbstverständlich. Wie viele Gemeinden bleiben in ihrer Entwicklung stehen oder entwickeln sich zurück, weil man gar nicht genau hinsehen will. Probleme werden ignoriert oder geleugnet. Das geht meistens zusammen mit der fehlenden Bereitschaft, irgendetwas Wesentliches zu ändern. Die Vergangenheit wird verklärt: „Wie wir es in den letzten zwanzig Jahren gemacht haben, hat sich doch bewährt, lasst uns dabei bleiben.“ Der Wunsch nach Veränderung wird als Kritik am bisherigen Gemeindeleben verstanden: „Es war wohl alles falsch, wie wir es bisher gelebt haben!“ Als Problem wird dann nicht die fehlende Bereitschaft gesehen, sich auf neue Zeiten einzustellen. Das Problem sind diejenigen, die mit irgendwelchen neuen Ideen kommen. Da könnte ja jeder kommen!
- Die zwölf Apostel haben erkannt, dass sich die Zeiten geändert hatten. Dabei war das Problem der Gemeinde in Jerusalem eigentlich ein Luxusproblem. Es war doch schön, dass die Gemeinde so sehr gewachsen war, dass sich Menschen von unterschiedlicher Herkunft in ihr zu Hause fühlten. Aber es war nicht mehr zeitgemäß und sachgemäß, dass das ganze Gemeindeleben nur auf sie zugeschnitten war und sie für alles zuständig waren. Und jetzt folgen dieser Erkenntnis auch Taten: Sie berufen eine Vollversammlung ein – das muss eine ziemlich große Versammlung gewesen sein und man fragt sich, wo sie sich denn in dieser Zahl versammeln konnten. Der Vorschlag, den sie ihren Brüdern und Schwestern unterbreiten, läuft darauf hinaus, dass die Arbeit in der Gemeinde besser verteilt wird. Das geschieht durch Konzentration und Delegation. Konzentration, weil die Apostel erkannten: Unsere eigentliche Aufgabe ist es, das Wort Gottes zu verkündigen. Und das bedeutete ganz konkret – das weitergeben, was sie auf ihrem Weg mit Jesus gelernt hatten. Denn das und nur das war es, das sie von den anderen Christen unterschieden hat. Sie waren bei ihm in die Schule gegangen, sie waren ihm als dem auferstandenen Herrn begegnet und von ihm beauftragt worden. So berichtete es Lukas schon aus den ersten Tagen der Gemeinde: „Sie ... hielten fest an der Lehre der Apostel und an der Gemeinschaft, am Brechen des Brotes und am Gebet“ (Apg 2,42). Dafür brauchte es *sie*, die Apostel, und darauf wollten sie sich jetzt konzentrieren.
- Diese Konzentration war aber nicht zu haben ohne Delegation. Sie mussten andere Aufgaben, die sie bisher auch ausgeführt hatten, abgeben. Und sie schlagen vor, sieben Männer zu wählen, die sich um die um die problematisch gewordene Versorgung der Witwen – also um diese diakonische Aufgabe – kümmern sollten. Es wird also ein neues Gremium mit einer erheblichen Verantwortung geschaffen, sie geben damit wirklich nicht nur Arbeit, sondern auch Einfluss an andere ab. Der Aufwand, mit dem das geschieht, zeigt: Es ist kein unwichtiger oder unwichtigerer Teil der Gemeindegarbeit, es ist ebenso ein „Dienst“ – dieser „Dienst bei Tisch“ – wie es der „Dienst des Wortes“ ist. Ich erinnere mich an die langen und unfruchtbaren Debatten darüber, ob denn nun die Wortverkündigung wichtiger sei als die Diakonie. Die Evangelisation unser eigentlicher Auftrag und die soziale und politische Verantwortung nur zweit- oder dritrangig. Ich denke, dass die meisten Christenmenschen diese Alternative nicht mehr wollen und erkannt haben, dass beides zum Auftrag der Gemeinde gehört – sich um das Heil der Menschen ebenso wie um ihr Wohl zu bemühen. Nicht nur für die Seele zu sorgen, sondern auch für den Leib. Aber nicht alle stimmen da zu. Immer da wo das Wort „eigentlich“ auftaucht, wird eine der

beiden Aufgaben als weniger wichtig betrachtet. Meistens ist es die diakonische, soziale und politische Verantwortung, die auf den zweiten Rang verwiesen und dann auch regelmäßig vernachlässigt wird.

- Das Beispiel der Gemeinde in Jerusalem weist aber in eine andere Richtung: Die Apostel konzentrieren sich nicht auf Wortverkündigung und Gebet, weil diese viel wichtiger seien, als sich um die Nöte der Witwen zu kümmern. Sie beschränken sich auf diese, weil sie es als *ihre* Aufgabe erkannt haben. Ihre Aufgabe, die ihnen keiner abnehmen kann, während das für die diakonischen Aufgaben nicht gilt. Es hat sich ja gezeigt, dass sie überfordert sind, weiterhin beides auf ihre Schultern zu legen. Und so sorgen sie dafür, dass die diakonische Verantwortung genauso sorgfältig wahrgenommen werden kann wie die theologische und spirituelle Verantwortung.
- Die Wahl der sieben „Diakone“ – der Titel wird hier nicht gebraucht – zeigt, wie wichtig diese Aufgabe ist. Bei den Kriterien, die bei der Suche nach geeigneten Kandidaten angelegt werden, stehen ihr Glaube, die Erfüllung mit dem Geist und ihr guter Ruf an erster Stelle. Sicherlich sind bei der täglichen Versorgung der Witwen nicht nur ihre vierzehn Hände tätig, sondern viele mehr. Aber *sie* sollen diese Arbeit prägen, die eben nicht „nur“ Sozialarbeit ist, sondern eine ebenso „geistliche“ Aufgabe wie die Wortverkündigung. Interessant ist auch der Blick auf die Namen derer, die schließlich zu diesem Dienst berufen werden: „Stephanus und Philippus und Prochorus und Nikanor und Timon und Parmenas und Nikolaus“. Fällt euch etwas auf? Es ist unter diesen Namen keiner, der uns im Alten Testament begegnen würde. Es sind allesamt griechische Namen. Die Gemeinde nimmt also bewusst Männer aus *der* Gruppe der Gemeinde in die Verantwortung, deren Witwen unter der Schiefelage in der Versorgung gelitten hatten. Das ist letztlich ein wichtiger Beitrag zur Einheit der Gemeinde. Sie soll nicht auseinanderfallen in Gruppen unterschiedlicher Herkunft, Sprache und Kultur. Sie soll gerade durch ihre Vielfalt den Gott bezeugen, der alle Menschen liebt.
- Was sind die Lektionen, die wir für die Lösung von Konflikten und Problemen heute lernen können? (1) Probleme müssen erkannt werden. Es braucht einen genauen Blick auf die Wirklichkeit. Was geht hier eigentlich vor? (2) Man muss Probleme lösen *wollen*. Dazu gehört die Bereitschaft, Veränderungen zuzulassen oder sogar anzustreben. (3) Probleme lassen sich meistens nur durch die Einbeziehung möglichst vieler Menschen lösen: Gemeinsame Beratungen sind wichtig, Verantwortung sollte geteilt werden.
- Ist es Zufall, dass nach dem Bericht über diese Lösung des Problems der Witwenversorgung und die neue Aufstellung der Gemeinde eine weitere Erfolgsmeldung folgt? Das Wort Gottes breitet sich aus, die Gemeinde wächst und erreicht sogar ganz neue Milieus. Das innere Leben einer Gemeinde und ihre äußere Ausstrahlung sind nicht voneinander zu trennen. Das Erkennen und Anpacken eines grundlegenden Problems kann einen Knoten lösen, kann neue Kräfte freisetzen und eine Gemeinde zukunftsfähig machen. Eine Schlüsselposition haben dabei die Menschen, die bereits leitende Verantwortung tragen: Sind sie bereit, die Situation der Gemeinde realistisch anzusehen? Sind sie offen für notwendige Veränderungen? Sind sie in der Lage, Verantwortung zu teilen und andere mit einzubeziehen? Dann wird der Geist Gottes nicht blockiert, sondern kann wirken und die Gemeinde die nächsten Schritte in die Zukunft führen.

Amen.